

Nach dieser Einleitung schreitet Sokrates zur Widerlegung des Hermogenes, wobei er sich selbst auf den Standpunkt der strengsten φῶσις stellt; aber seine Worte: »Vielleicht sagst du etwas von Bedeutung« (385 A) lassen uns schon jetzt ahnen, dass auch das Prinzip der θέσις im Verlaufe des Gespräches zu seinem Rechte kommen wird.

Damit beginnt

I. Der erste Teil des Gespräches (385 B—390 E).

Im Anschluss an die erwähnte Konsequenz der Ansicht des Hermogenes, in welcher, diesem unbewusst, schon die sophistische Ansicht verborgen war, dass eigentlich ein falsches Urteil gar nicht möglich sei (vgl. Deuschle, Einleit. zu seiner Übersetzung des Kratylus, Stuttgart, 1855, S. 26), untersucht Sokrates Wahrheit und Irrtum der Rede und gelangt zu dem wichtigen Satze, dass diejenige Rede, welche das Seiende so bezeichnet, wie es ist, wahr ist, dagegen diejenige falsch ist, welche das Seiende so bezeichnet, wie es nicht ist (385 B). Wenn er nun aber weiter folgert, dass die Richtigkeit und Unrichtigkeit der Rede auch die ihrer einzelnen Teile, der Wörter oder Benennungen, in sich schliesse, so ist dieser Schluss vom Ganzen auf die Teile unlogisch und falsch, weil die Teile nicht der gleichen Qualität wie das Ganze sind, sondern sowohl in ihrer Form und lautlichen Zusammensetzung als auch in ihrer Bedeutung verschieden sind. Dazu kommt, dass viele Wörter in vielfacher Bedeutung gebraucht werden und ihre verschiedene Stellung im Satze bisweilen den Sinn wesentlich verändert, wie es z. B. bei den Negationen der Fall ist. Aber mit Recht urteilt Susemihl (Die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, I. Bd., Leipz. 1855, S. 147), dass man Plato nicht die mechanische Ansicht unterschieben könne, als ob es nur auf die Zusammenordnung richtiger Worte und nicht vielmehr auf die richtige Zusammenordnung der Worte ankäme, als ob Wahrheit und Irrtum in den einzelnen Begriff und nicht vielmehr in das Urteil verlegt würde. Im Gegenteil, schon diese Entwicklung geht vom Standpunkte der strengsten φῶσις aus, bei welchem die Sprache als Ganzes, wie in ihren einzelnen Teilen gleichmässig Produkt der Naturnotwendigkeit ist, wobei also in der Verbindung der richtigen Wörter die Richtigkeit der Verbindung implicite mit enthalten ist, wogegen andererseits, wenn es überhaupt falsche Wörter gäbe, auch die Zusammenstellung derselben schon an sich notwendig unrichtig sein müsste. Die Gründe, welche H. Schmidt (Platos Kratylus, im Zusammenhange dargestellt u. s. w., Halle 1869, S. 15 fg. mit Anm.) gegen diese Auffassung Susemihls ins Feld führt, sind weder stichhaltig noch überzeugend. Auch wird man Susemihl zugeben, dass diese Erörterung nur dazu dient, die notwendige Konsequenz der Satzungstheorie aufzudecken; denn wenn in der That schon das einzelne Wort, die Benennung, welche man als eine verkürzte Aussage betrachten könne, ein Urteil über das Ding sei, so müsse bei dem Festhalten der abstrakten Satzungstheorie jedes beliebige Urteil richtig und der Irrtum ganz ausgeschlossen sein (vgl. auch Deuschle, Die platonische Sprachphilosophie Marburg 1852, S. 61 und Einleit. S. 27). Nach meiner Meinung hatte Plato zunächst nur die Absicht, im Anschluss an die auch von Hermogenes zugestandene Wahrheit der Erfahrung, dass es wahre und falsche Rede giebt, durch einen, den Laien überzeugenden Schluss vom Ganzen auf die Teile eine vorläufige (vgl. 430 D. 431 B) Definition des Wortes zu geben und die Möglichkeit festzustellen, dass wie die ganze Rede, so auch das Wort als Teil der Rede falsch sein könne. — Sokrates lässt sich von Hermogenes noch einmal die Möglichkeit wahrer und falscher Wörter bestätigen und fragt ihn wiederum, ob er trotz der ermittelten Ergebnisse der Untersuchung bei seiner früheren Ansicht verharre. Dieser ergreift die Gelegenheit, um nochmals ausdrücklich das nunmehr zur subjektivsten Willkür erweiterte Prinzip der Satzung als Richtigkeit der Namen hinzustellen (385 D). Dabei spricht er den immerhin bedeutsamen Satz aus: »Ich sehe, dass auch die Staaten besondere Namen für dieselben Gegenstände haben, und zwar Griechen im Gegensatz zu den andern Griechen, und Griechen im Gegensatz zu Nichtgriechen«. Was lag näher als mit dieser auf die Spitze getriebenen Willkür den Subjektivismus eines Protagoras und eines Euthydemus zu verknüpfen und somit jener den Stempel sophistischer Weisheit aufzudrücken? (Vgl. Susemihl a. a. O. S. 145. 147). Folgt doch aus dem

Sätze des Protagoras: »Der Mensch ist das Mass aller Dinge,« dass für jeden die Dinge so sind, wie sie ihm erscheinen, dass jede Wahrheit und Richtigkeit des Urteils aufhört (386 A-C).¹⁾ Diese Folgerung ergibt sich nicht allein auf dem Gebiete der Erkenntnis und Wissenschaft, sondern auch auf dem der Ethik: der Unterschied zwischen Vernünftigem und Unvernünftigem und ferner, da das Gute das Vernünftige, das Schlechte das Unvernünftige ist, zwischen Gutem und Schlechtem ist aufgehoben. K. Steinhart (Einleitung zu H. Müllers Übersetzung des Kratylus, Leipz. 1851, S. 555) sieht darin, dass Socrates die Streitfrage auf das ethische Gebiet hinüberspielt, »eine ebenso feine, als auf die Fassungskraft des Hermogenes berechnete, zugleich auf die früheren ethischen Dialoge zurückweisende Wendung«. Das ist unzweifelhaft richtig, trifft aber nicht allein für diese Unterredung mit Hermogenes zu, sondern entspricht überhaupt der Gewohnheit des Socrates, der stets Wissen und tugendhaftes Handeln in engste Verbindung brachte und dieses aus jenem hervorgehen liess. — Dieselbe Folgerung wie die aus dem Grundsatz des Protagoras ergibt sich aus dem des Euthydemus, dass allen alles in gleicher Weise zugleich und jederzeit eigne (386 D). Auch diesen Grundsatz wendet Socrates auf das ethische Gebiet an und zeigt, dass nach ihm allen in gleicher Weise und jederzeit Tugend und Schlechtigkeit eignet. Dieser Satz ist offenbar nur eine Ergänzung, Erweiterung und Begründung des Ausspruches des Protagoras und sagt dasselbe von dem Objekt der Erkenntnis aus, was Protagoras von dem erkennenden Subjekt aussagte. Da allen Personen und Dingen alle, selbst entgegengesetzte Eigenschaften zugleich und jederzeit zukommen, so müssen nach sophistischer Anschauung alle Urteile, mögen sie noch so verschieden von einander, ja sogar einander entgegengesetzt sein, der Wahrheit entsprechen. Wenn daher der eine eine Person oder Sache für gut, der andere dagegen für schlecht erklärt, so haben beide recht, da eben Tugend und Schlechtigkeit, wie allen, so auch dieser Person oder Sache auf gleiche Weise und jederzeit zukommt. Indessen Euthydemus und sein Satz sind nicht so wichtig; daher erwähnt Plato beide nur flüchtig, während er dem Protagoras, den er hier viermal mit Namen nennt, und seinem Ausspruche ein ganzes Kapitel gewidmet hat. Dass er aber gerade die subjektive Auffassung des Protagoras und Euthydemus vom Sein mit der subjektiven Willkür des Hermogenes hinsichtlich der Namengebung in Verbindung bringt, erklärt sich demnach daraus, dass von der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des

¹⁾ Gegen diese Auslegung des sogenannten homo-mesura-Satzes haben in neuerer Zeit hervorragende Männer der Wissenschaft ihre Stimme erhoben und für die Sophisten, besonders für Protagoras eine Lanze gebrochen, so Grote, Peipers, Laas und in jüngster Zeit Gomperz in seinem klassischen Werke: Griechische Denker, Leipzig 1896, Bd. I, S. 361—370; vgl. S. 473, Anm. zu S. 369), während Zeller u. a. der platonischen Auffassung beipflichten. Gomperz geht jedenfalls zu weit, wenn er S. 366 sagt: »Da hätten wir denn jene vielberufene, angeblich protagoreische Doktrin vor Augen, der man noch zu viel Ehre erweist, wenn man sie extremen Subjektivismus oder Skepticismus nennt. Sie lässt sich vielmehr von ganz eigentlichem Wahnwitz kaum unterscheiden. Sie macht jedem geordneten Denken, jeder auch nur verständigen Lebensführung ebenso eine Ende, wie allem Unterricht, aller Voraussicht, aller Wissenschaft und Lehre«. Und S. 473 erklärt er mit grimmigem Spott: »Dass diese subjektivistische Lehre in jenem Satze unmittelbar enthalten sei und dass das Absehen des Sophisten auf sie gerichtet war, dies werde ich gleichfalls zugeben, sobald jemand meine Argumente gegen die herkömmliche Auffassung des Satzes widerlegt hat. Dazu hat edoch keiner meiner Kritiker auch nur einen Versuch gemacht«. Indessen spricht Gomperz selbst am Ende seiner mit grossem Scharfsinn, aber zu modernem Masstab geführten Untersuchung die Vermutung aus (S. 370), dass Protagoras »in seiner Fehde gegen die Eleaten zwischen Empfindung, Wahrnehmungsurteil und Urteil überhaupt nicht mit der nötigen Schärfe unterschied und eben dadurch den Vorwurf, wenn nicht verdiente, so doch veranlasste, er behaupte die gleiche Wahrheit aller Vorstellungen und Meinungen«. Dieser Vorwurf möge dann seinerseits wieder an der falschen Auslegung des homo-mesura-Satzes seinen Anteil gehabt haben. E. Pfeiderer (Socrates und Plato, Tübingen 1896 S. 9 ff.) nimmt eine vermittelnde Stellung ein; indessen mit seiner kategorischen Deutung: »Selbst ist der Mann!« (S. 11) werden sich nicht viele einverstanden erklären. Ich kann mich hier nicht tiefer in die Streitfrage einlassen und will nur kurz bemerken, dass ich im allgemeinen zu der Deutung hinneige, welche Johannes Böhme in seiner interessanten Schrift »Zur Protagoras-Frage« (Beilage zum Bericht der Realschule auf der Uhlenhorst, Hamburg 1897, S. 7) gegeben hat: »Überall entscheidet das Wahrnehmungsvermögen des Menschen, ob etwas ist oder nicht ist. Dabei nehmen wir an, dass Protagoras es im Unklaren gelassen hat, ob er unter Wahrnehmung nur die sinnliche Wahrnehmung oder jede Art von Kenntnisnahme verstanden hat, ob der Mensch als Individuum oder als Gattung zu fassen sei, ob über die Existenz von Dingen oder von Eigenschaften entschieden werden soll. Zugleich aber glauben wir, dass Protagoras durch die Fassung seiner Lehre, durch die Beweisführung und die Beispiele, ja sogar durch die Tendenz, in welcher er den Satz niederschrieb, dem Plato ein gutes Recht gegeben hat, seine Lehre aufzufassen als den Ausdruck des Subjektivismus auf sensualistischer Grundlage.«

Seienden mit den Worten die Wahrheit oder Falschheit dieser abhängig gemacht und gezeigt wird, dass es in der That auch falsche Wörter giebt, mithin die Behauptungen beider Sophisten hinfällig sind. Gegenüber diesen Behauptungen, welche unter Zustimmung des Hermogenes verworfen werden, stellt Socrates seinerseits die Ansicht auf, dass die Dinge von Natur ein ihnen eigentümliches, bestimmtes und von der Vorstellung des Menschen unabhängiges Wesen oder Sein besitzen (386 D). Ihm entsprechen die auf die Dinge bezüglichen Handlungen, welche offenbar nur eine besondere Art des Seienden oder, wie Susemihl (a. a. O. S. 148) sagt, nur eine besondere Klasse der Objekte sind. Wie nun alle Thätigkeiten nicht zweckentsprechend ausgeübt werden können, wenn nicht nur sie selbst, sondern auch die Werkzeuge, deren man sich bei ihrer Ausübung bedient, der Natur der Dinge angemessen sind, so sei es auch mit dem Reden, welches ebenso wie das Benennen, als Teil des Redens, eine Handlung sei. Auch hier vertritt Socrates mit der Behauptung, dass nur dann benannt werde, wenn es nicht nach Willkür, sondern der Natur der Dinge gemäss geschehe (387 C.), die strengste $\varphi\acute{o}\sigma\iota\varsigma$: nicht nach unserer Vorstellung, sondern nach der den Dingen eigentümlichen Natur müssen sie benannt werden. Mit Recht bemerkt Deuschle (Sprachphilos. S. 59; vgl. Susemihl a. a. O. S. 148) dazu, dass hier die Thätigkeiten rein objektiv, d. h. passiv aufgefasst werden: »es gehört zur Natur der Dinge, benannt und zwar ihrem Wesen gemäss benannt zu werden.« Durch diese Gegenüberstellung des aktiven Nennens und des passiven Benanntwerdens gemäss der Natur der Dinge wird dasselbe von verschiedenem Standpunkte, zuerst von dem des Subjekts, dann von dem des Objekts ausgesagt und dadurch die Wahrheit der Behauptung gewissermassen verstärkt. Aber diese Erörterung dient auch noch einem anderen Zwecke: sie ist das Gegenstück zu den Behauptungen der beiden Sophisten Protagoras und Euthydemus, von denen jener vom Subjekt, dieser vom Objekt ausging, um ihre Theorie von der Berechtigung subjektiver Willkür bei der Namengebung zu beweisen (386 E bis 387 D). — Bei seinem weiteren Vergleiche der Namengebung mit anderen Thätigkeiten kommt Socrates zu dem Resultate, dass wie diese so auch jene eines Werkzeuges bedürfe, nämlich des Wortes. Und indem Socrates die Weberlade und ihren Zweck mit dem Worte vergleicht, folgert er daraus, dass, wie die Weberlade Einschlag und Kette der Gewebe sondert, so auch das Wort das Mittel oder Werkzeug ist, objektiv die Dinge zu sondern und zu unterscheiden, subjektiv über ihr Wesen Mitteilung zu machen und zu belehren (387 D — 388 C) ¹⁾. Diese Definition des Namens oder Wortes als eines Werkzeuges des Redens und seines Zwecks wird später

¹⁾ K. Lersch (Sprachphilosophie der Alten, 3. Bd. S. 22) glaubt, dass Plato »auf einem Abwege« und durch eine »unglückliche Wendung des Gespräches« zu der Behauptung gekommen sei, dass der jedesmalige Name das Werkzeug des Benennens ausmache. Hieronymus Müller (in der Anmerkung 7, S. 670 seiner Übersetzung des Dialogs Kratylus, Leipz. 1851) meint, dass es wohl angemessener war, die Sprachwerkzeuge mit den Werkzeugen des Webers oder des Bohrenden, die Wörter oder Benennungen aber mit der Wolle, die der Weber zu seinem Gewebe, oder mit dem Holze, welches der Bohrende zu seinen Erzeugnissen verwendet, zu vergleichen. Deuschle (Sprachphil. S. 46) sagt, Plato habe den Irrtum, das Wort als ein mechanisches Werkzeug des Redners hinzustellen, absichtlich begangen, um nur zu einem $\delta\eta\mu\omega\nu\alpha\sigma\tau\acute{\iota}\kappa\acute{o}\varsigma$ zu gelangen und durch eine feine, dem Missbrauch huldigende Ironie eine Handhabe für die nachfolgende Kritik zu erzielen; denn »gewiss entging ihm so wenig — das beweisen zahlreiche Stellen — als es Lersch (Sprachphilos. u. s. w. S. 22) entging, dass das Organ des Redens die Stimme ist«. Diese Ansicht berichtigt Deuschle in der Anmerkung zu seiner Übersetzung (S. 41) mit offener Berücksichtigung Susemihls (a. a. O. 148 mit Anm.) dahin, dass die Behauptung Platos, das Wort sei das Werkzeug des Benennens und Redens, nur ein scheinbarer Irrtum sei; objektiv betrachtet könne zwar das Wort als Mittel zum Zweck der Mitteilung angesehen werden; aber subjektives Mittel seien die Sprachwerkzeuge, was auch 423 B anerkannt sei. Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, sondern stelle mich ebenso wie Luckow (De Platonis Cratylus dialogo, Progam, Treptow a. R. 1868, S. 7 fg.) und Steinthal (Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Bd. 1² S. 92) entschieden auf die Seite Platos. Denn der Zweck der menschlichen Sprache ist doch der Ausdruck des Gedankens. Wie aber der Gedanke, wenn er klar werden soll, gegliedert sein muss, so muss auch der menschliche Geist den sprachlichen Ausdruck artikulieren oder gliedern, indem er die verschiedenen Sprachlaute, die er vermittelt der Sprachwerkzeuge bildet, dem Gedanken entsprechend zusammenordnet und gliedert. Diese Gliederung ist nicht eine nur physiologische und lediglich durch die Sprachlaute bedingte und gegebene, sondern ebenso sehr eine von dem menschlichen Geiste für den Zweck des sprachlichen Ausdrucks gewollte. Aus diesem zweifachen, einerseits physischen, andererseits psychischen Prozesse geht das Wort hervor, welches zum Ausdruck oder zur Mitteilung des Gedankens dient, folglich ein Werkzeug des Redens ist. Der einzelne sprachliche Laut ist nicht im stande einen Gedanken zu vermitteln. (Vgl. G. von der Gabelentz, die Sprachwissenschaft, Leipzig 1891 S. 5. ff.). — Schmidt (a. a. O. S. 21) benutzt Deuschles Erörterung mit Unrecht zur Unterstützung seiner Behauptung, dass hier nicht von dem die Sprache Bildenden, sondern von dem des fertigen Wortes sich Bedienenden die Rede sei.

(430 ff; 433 u. 435) nicht unwesentlich verändert; danach ist auch der Satz zu beurteilen, dass nur der des Mitteilens Kundige die Wörter richtig gebrauchen werde (388 C). — Da nun der Brauch, das Gesetz, uns die Worte überliefert, so muss der, welcher den zum Gesetz gewordenen Brauch (νόμος¹⁾ 388 D) eingeführt und überliefert hat, also der Gesetzgeber (νομοθέτης 388 E. 389 A) zugleich auch der Wortbildner sein, der natürlich die Kunst des Benennens versteht.²⁾ An diese Erörterung schliesst sich ungezwungen eine Betrachtung des Gesetzgebers in seiner wortbildenden Thätigkeit. An ihn stellt Socrates dieselbe Forderung, wie an jeden anderen Künstler, nämlich dass er die allgemeine Idee des Gegenstandes mit Berücksichtigung seines besonderen Zweckes wiedergeben müsse, wobei, wie Benfey (a. a. O. S. 240) richtig bemerkt, auch auf den Stoff bereits Rücksicht genommen ist. Demnach muss auch der Gesetzgeber einerseits das Urbild des Wortes, andererseits die naturgemässe, besondere Eigentümlichkeit des Wortes in Lauten und Silben wiedergeben. Trotz dieser Naturbedingtheit des Wortes wird gleichwohl allen Völkern eine besondere und zwar richtige Sprache zugestanden, wofern nur die Worte nach demselben Prinzip der Richtigkeit gebildet sind und der Grundtypus oder allgemeine Charakter der dadurch bezeichneten Gegenstände in ihnen ausgedrückt ist (389 — 390 A). Treffend erkannten Steinhart (a. a. O. S. 558 und Susemihl (a. a. O. S. 150 Anm. 254) darin den freien Blick Platos, dass er auch den barbarischen Sprachen eine gleiche Richtigkeit wie der griechischen Sprache zuerkennt. — Dem sprachbildenden Gesetzgeber tritt der die Sprache gebrauchende, in Fragen und Antworten geübte Dialektiker (390 C, D) zur Seite, der, da er die Wörter gebraucht und deshalb das massgebendste Urteil über ihren Wert fällen kann, die Beurteilung und Leitung der Thätigkeit und des Werkes des Sprachbildners zugewiesen erhält. Es ist interessant und für die Beurteilung des Dialogs als eines Kunstwerks wichtig, dass Plato am Schlusse dieses ersten Teiles seiner Untersuchung zum Anfange zurückkehrt und dadurch gewissermassen einen Kreislauf herstellt, indem er folgende Sätze des Anfangs in einer zum Teil erweiterten Form wiederholt: 1) Die Namengebung ist nichts Unbedeutendes (390 D; vgl. 384 B). Erweiterung: Sie ist auch nicht die Aufgabe oder Sache unbedeutender Männer oder des ersten besten (390 D u. 391 B). — 2) Die Behauptung des Kratylus, dass den Wörtern eine naturnotwendige Richtigkeit der Namen zukommt (388 A), ist richtig (390 D). Erweiterung: Daher hat Kratylus auch recht, wenn er sagt, dass nur der ein Meister der Wortbildung ist, der dabei sein Augenmerk darauf richtet, das Wort zu bilden, welches dem Dinge zukommt und entspricht, und den Begriff oder die Ideen des Wortes in die Buchstaben und Silben einzuprägen versteht (390 E). — 3) Socrates erklärt, über die Richtigkeit der Namen nichts Rechtes zu wissen, ist jedoch zu gemeinsamer Untersuchung bereit (384 B, C; vgl. 391 A). — Dieser erste Abschnitt des Dialogs führt zunächst in die Streitfrage ein und entwickelt dann in aufsteigender Reihe einige vorläufige Begriffsbestimmungen, die zwar im dritten Abschnitte zum Teil eingeschränkt, zum Teil zurückgenommen werden, aber für den Gang und die Entwicklung der Untersuchung immerhin von Bedeutung sind. Daher haben zahlreiche Kratylusforscher wie Schleiermacher, Luckow, Classen u. a. diesen Abschnitt für ernsthaft angesehen, während Susemihl und Deuschle einzelne seiner Teile nicht ernst nehmen zu müssen glaubten. Niemand aber hat den Ernst dieser Untersuchungen mehr hervorgehoben, als J. Steinhart (a. a. O. I², S. 96 fg.), der die ganze Entwicklung als echt platonisch betrachtet und zur Rechtfertigung Platos einen kleineren Auschnitt aus der induktiven Logik des englischen Philosophen John Stuart Mill wiedergibt, in dem unter anderen wörtlichen Anklängen an Platos Kratylus sich auch der platonische Ausspruch findet: »Die

¹⁾ Die Ansichten der Gelehrten über den Gesetzgeber als Wortbildner werde ich in einem besonderen Anhang ausführlicher erörtern, damit nicht die Darstellung des Gedankenganges des Dialogs zu lange unterbrochen wird.

²⁾ Deuschle (Sprachphil. S. 46), dem sich Susemihl (Gen. Entw. S. 146. 149) anschliesst, folgert aus 385 A »indirekte«, dass nach Plato die Benennung der Dinge keineswegs die Sache des Einzelnen sei, sondern vielmehr des Staates: »Doch der Einzelne überkommt von dem Ganzen der Gesellschaft, in der er lebt, die nationale Sprache, ohne das Recht nach Willkür umzunennen. Die Sprache fände sich sonach mit dem Grunde ihres Entstehens in ganz gleichem Verhältnis wie der Staat.« Und Susemihl (149) sagt, die Sprache werde von Plato für ein — ungeschriebenes — Staatsgesetz erklärt. Die angezogene Stelle giebt jedoch keinen zwingenden Grund zu solchen Deutungen.

Sprache ist ein Instrument des Gedankens und ein Mittel zur Mitteilung der Gedanken« (= 388 C). Damit stimmt die Schlussfolgerung Mills überein: »Wir müssen also bei der Aufzählung und Klassifikation der Dinge bei den Namen anfangen und sie als einen Schlüssel zu den Dingen gebrauchen, sodass wir uns alle Distinktionen, nicht wie sie ein einziger Forscher von vielleicht beschränkten Ansichten, sondern wie sie der Gesamtgeist der Menschen erkannt hat, vor Augen bringen«. Daher bezeichnet Steintal Mill geradezu als einen Cratylus redivivus.

II. Der zweite Teil des Gespräches (391 A — 427 D).

Dieser, der sogenannte etymologische Teil des Gespräches, ist der längste und zerfällt in mehrere Unterabteilungen, deren erste bis 397 A reicht und gewissermassen die Einleitung bildet Hermogenes nämlich, welcher gegen die von Socrates behauptete naturnotwendige Richtigkeit der Namen nichts einwenden kann, sich aber doch auch nicht sonderlich von ihrer Wahrheit überzeugt fühlt, drängt den Socrates zu der Untersuchung, wie in der Sprache, und zwar im besonderen in den einzelnen Benennungen diese Richtigkeit sich nachweisen lasse (391 A; vgl. 397 A). Socrates verweist ihn auf seine frühere Erklärung, dass er selbst nichts wisse, und macht den Vorschlag, sie sollten beide behufs gemeinsamer Belehrung bei den Sachverständigen, nämlich den Sophisten Unterricht nehmen, und zwar bei Kallias, dem Bruder des Hermogenes und Schüler des Protagoras, der die Richtigkeit der Namen kennen müsse, weil er dies alles für viel Geld von Protagoras gelernt habe. Auch bei Beginn dieses Abschnitts zeigt Plato, wie zu Anfang des ersten, seine Gegner, die Sophisten, in einem keineswegs günstigen Lichte; denn er spricht offen von ihrem handwerksmässigen Unterrichte und ihrer Geldgier. — Da Hermogenes des Socrates Vorschlag zurückweist, weil er die »Wahrheit« des Protagoras überhaupt verwerfe, so erklärt Socrates, man solle sich bei Homer und den übrigen Dichtern Rat holen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Plato mit diesem Ausspruche gewisse philosophische Richtungen, besonders die der Sophisten, treffen wollte, welche sich, wie z. B. der Dialog Protagoras zeigt, mit der Erklärung der Schriftsteller, besonders Homers beschäftigten, hauptsächlich um aus ihren Schriften Beweise für ihre philosophischen und sprachlichen Forschungen zu gewinnen. Daraus würde es sich auch — freilich nur zum Teil — erklären, weshalb Plato gerade diesem Abschnitte eine so grosse Dosis Ironie beimischte. Denn einen grossen Teil der Ironie richtet Plato gegen sich selbst. Er fühlt sich auf dem Boden der Etymologie, den er betreten hat, weder heimisch noch sicher. Dies geht hervor aus den einschränkenden Zusätzen »ich glaube«, »es scheint so«, »vielleicht« u. a., mit denen die Untersuchung ihren Fortgang nimmt, ferner aus dem nach meiner Meinung völlig ernst zu nehmenden Bekenntnis des Socrates, dass es seine und des Hermogenes Kräfte vielleicht übersteige, zu ermitteln, ob den Bezeichnungen, welche die Götter bei Homer gebrauchen, eine grössere Richtigkeit zukomme als den von den Menschen für dieselben Menschen und Dinge gebrauchten (392 A B). Selbst die berüchtigte und in der That ziemlich verdächtige Berufung des Socrates auf Euthyphron aus dem Demos Prospalte, »den wir aus dem gleichnamigen Dialoge Platos als einen wahnbegeisterten Vertreter einer falschen Frömmigkeit und unkritischen Mythologen kennen« (Deuschle, Einl. S. 19), der ihm in seiner Begeisterung Leib und Seele mit seiner dämonischen Weisheit erfüllt habe, so dass er sich morgen, wenn möglich, durch einen Priester reinigen lassen, jetzt aber ihr noch folgen werde — diese Berufung richtet nach meiner Meinung ihre Spitze ebenso sehr gegen Plato selbst als gegen die Willkür und die Spitzfindigkeiten gewisser Philosophen (wahrscheinlich auch Sophisten, vgl. Benfey S. 249) bei der Behandlung solcher Fragen. Er deutet damit an, dass er sich dessen wohl bewusst ist, wie gross das Wagnis sei, wenn er als erster nach einer gewissen Methode (τύπος) etymologische Forschungen anstellt, ohne Vorarbeiten anderer benutzen zu können; daher verspottet er sich selbst und nennt Euthyphron als den Urquell seiner in mächtiger Fülle hervorsprudelnden neuen Weisheit, die doch nicht immer einwandfrei ist. Von demselben Gesichtspunkte aus muss man auch den köstlichen Humor Platos an der Stelle (392 D) beurteilen, wo Sokrates den Hermogenes, weil er zu bereitwillig und voreilig dem gefundenen Ergebnisse